

Memoiren aus der Aarauer Halde

Autor(en): **Aeschbach, Gustav**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauer Neujaersblätter**

Band (Jahr): **58 (1984)**

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559182>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Memoiren aus der Aarauer Halde

Auf einer Zeichnung des Chronisten Diebold Schilling ist die Belagerung der Stadt Aarau durch die Berner (Mai 1415) dargestellt, wobei die Mutzen gerade ihre schweren Nürnberger Geschütze gegen die Halde richten, genauer gesagt, ungefähr dort, wo sich heute die «Haldenbeiz» befindet. Ergo bibamus! Das Haldenquartier liegt im Norden der Stadt und bildete einst die Ringmauer gegen die Aare- und die Schachenseite. Wie eh und je gelangt man auch heute durch das Hiltbrandstor (Haldentor) in die «Unterstadt», das heisst in die Halde. Bedingt durch die früher ausgesprochen militärische Bedeutung und besondere Lage (gute 50 Meter tiefer als die «Oberstadt») war die Halde immer etwas isoliert und vom Verkehr abgeschnitten. Verkehr aber ist das Schwungrad von Handel und Gewerbe, welche, im Gegensatz zur übrigen Altstadt, in der Halde nie Fuss fassen konnten. Unter dem Stichwort «Halde» sind heute insgesamt 64 Häuser verzeichnet.

Die teils uralten Häuser in der Aarauer Altstadt – Halde, Adelbändli, Milchgasse – sind in neuerer Zeit restauriert und inwendig zweckmässig modernisiert worden. Heute sind diese Viertel ein vielbewundertes Schmuckstück der Stadt Aarau. Auch die Liegenschaftswerte dürfen sich aus diesem Grunde sehen lassen, und es gilt heute als «in», ein Haus oder eine Wohnung in der romantischen Altstadt zu besitzen. Diese Entwicklung hat mit der Nostalgie-

welle eingesetzt, als vor zehn oder fünfzehn Jahren die Faszination der Urgrossväterzeit entdeckt wurde. Es begann mit antiken Möbeln, Geschirr, und sogar der lange Zeit von Banausen verpönte Jugendstil kam wieder zu Ehren. Von der Freude an alten Stühlen und wurmstichigen Tischen war nur noch ein Schritt zur Entdeckung verborgener Schönheit des Wohnens zwischen dem jahrhundertealten Mauerwerk der Altstadthäuser. Als ob ein guter Geist zu neuem Leben erwachte, erhoben sich, im Zuge der Renovationen, zahlreiche Altstadt-Häuser glanzvoll aus dem schweren Traume einer drückenden Vergangenheit.

«Off limits»

Denn diese Altstadtviertel (nicht das einzelne Gebäude an sich), vorab die Halde, haben das Gesicht oder «Image» völlig verändert. Tatsächlich geht es um eine Gesichtsveränderung, fast im menschlichen Sinne des Wortes. Die Frage «Wie war es doch einst ganz anders» wird vereinzelt noch an Wirtshaustischen der Altstadt diskutiert. Einige alte oder ehemalige «Haldenbauern» (wie man früher sagte), zu denen auch ich gehöre, empfinden einen gewissen Stolz, in der Halde von einst aufgewachsen zu sein – eine Art Genugtuung, die drückenden Zeiten in der Halde vor 40 und 50 Jahren noch erlebt und

überdauert zu haben. Man sollte seine Vergangenheit nicht verleugnen. Andere ehemalige Schicksalsgenossen werden nicht gerne an dieses «Aarau-Mittelalter» erinnert, als man in der übrigen Stadt meist scheel angeschaut wurde, wenn jemand sagte, er wohne in der Halde. Das empfanden vor allem die Halden-Kinder schmerzlich, die sich oft abgesondert vorkamen. Andere Schulkinder aus der «obern Stadt» und dem Zelgli (worunter man damals in der Unterstadt einfach das Gebiet hinter dem Regierungsgebäude verstand) haben grösstenteils, bis sie erwachsen waren, jene Gefilde im Norden der Stadt, zu denen auch der Hammer gehörte, überhaupt nie gekannt und nie betreten. Als wäre vor jedem Quartier eine gelbe Warntafel gehangen: «Off limits». Nur einige ältere Herren (ich erinnere mich an Prokurist Gysi von der Herzogstrasse) waren abgeklärt genug, etwa zu einem guten Glas Burgunder in die Haldenbeiz vorzudringen, wo der Wein selbstverständlich noch schoppenweise aus dem kühlen Keller geholt wurde.

Wie auch andernorts in volkreichen Vierteln, herrschte in den katastrophalen dreissiger Jahren auch in der Halde grosse und oft unbeschreibliche Armut, von der man sich heute bei uns keine Vorstellung mehr macht. Gleichsam als düstere Kulisse stand aarewärts, mit dem riesigen Gaskessel und dem Tag und Nacht ratternden, polternden Förderband, der schwarze

Trakt des Gaswerkes und versperrte jeden Blick in den grünen Jura. Erst nach dem zweiten Weltkrieg verschwand der brisante Zyklopenbau, welcher, wie mir von einem alten Anwohner kürzlich wieder bestätigt wurde, früher mithin ein Hemmnis für viele Leute war, in der Halde zu wohnen. Während des Weltkrieges wurden die Haldenleute immer wieder gefragt, ob sie z. B. bei einem Luftangriff nicht Angst hätten, mit dem Gaswerk in die Luft zu fliegen. Wenn ich zurückdenke, kann ich, ohne jede Regung von Heldentum, sagen: an das Gaswerk hatten wir gar nicht gedacht. Mangelwaren wie Hühnereier und Brot waren aktueller.

Ein weisser Sarg

Bei all diesen Zuständen in der «alten Halde» wäre es grundfalsch, etwa von einem damaligen Elendsviertel oder von «Slums» zu reden. Dieser Ausdruck deutet ja auf Dekadenz und Verkommenheit hin. Davon konnte in der Halde keine Rede sein. Hier wohnten samt und sonders fleissige, arbeitsame Menschen, ferner drei Handwerksmeister, aber auch Familienväter, die ein widriges Schicksal einem harten, bitteren Existenzkampf ausgesetzt hatte. Langwierige Krankheitsfälle, oft wurzelnd in Unterernährung, das Fehlen jeglicher Unterstützung usw. brachte manche an den Rande der Verzweiflung.

Es war viel Unglück und auch verschämte Armut in den Familien. Ich sehe noch den kleinen Mann, der im Katzengraben wohnte und der den weissen Sarg, in dem sein totes Kind lag, selber unter dem Arm auf den Friedhof trug.

Trotz des grossen Notstandes ist aus den Kindern jener Halden- und anderer Altstadt-Familien etwas geworden, einige haben sogar in beachtliche Positionen avanciert, sind teils in führender Stellung in Handel und Industrie. Für mich ist dieses Beispiel der Halde ein unerschütterlicher Beweis, geradezu ein Axiom, dass Not nicht unbedingt auf die schiefe Bahn führen muss, wie es einige moderne Psychiater ganz unverfroren behaupten. Im Gegenteil: Not ist ein Lehrmeister, der anspornt und dessen Lektion auf Lebenszeit positiv wirkt.

Liebe Eltern!

Ich war 4 Jahre alt, als meine Eltern in die Halde zügelten. Die Möbel waren mit einem Pferdefuhrwerk transportiert worden, und ich, ein vierjähriger Bube, lief neben dem Schimmel, der plötzlich wegen etwas scheute und ausschlug. Der Hufschlag traf mich an der Schulter, und der kleine Gustav wurde gegen das eiserne Brückengeländer geschleudert. Welches Glück, dass es ein Schimmel war. Noch während die Möbel in der Halde abgelad-



I

den wurden, nahm mich ein älterer Knabe (heute noch ein Kamerad) auf die Schultern und schritt die ganze Halde ab, um mir anhand der Hausnummern die Zahlen zu lehren. So hatten meine ersten Minuten in der Halde schon einen pädagogischen Einschlag. Mein Vater, ein schlichter einfacher Mensch, die Güte selber, war Verdingbub gewesen; er hatte sich aus einem dunklen Bildungstribe eine kleine Bibliothek guter Bücher angeschafft, deren Um-

fang schon vom kärglichen Einkommen her Grenzen gesetzt waren. Oft las der Vater uns Kindern vor, unter anderem auch aus «Waterloo» von Erckmann-Chatrrian, ein Buch, in das ich mich auch heute noch mit Genuss vertiefen kann. So war, unter denkbar primitivsten Verhältnissen, eine gute Saat in Kinderherzen ausgestreut worden. Unsern aufopfernden Eltern, die über 40 Jahre in der Halde lebten und beide gestorben sind, verdanken wir Geschwister, dass alle ihren Weg im Leben gemacht haben.

«Bobsleigh» durch die Stadt

Gewiss, auch die «frühe Halde» hatte ihre Sonnenseiten und ein fröhliches Antlitz, gewissermassen das lachende Auge in diesem Doppel-Gesicht. Am Nachmittag tummelten sich oft gegen 300 Kinder, kleine und halbwüchsige, in der Strassenschlucht zwischen Haldentor und Zollrain-Eckhaus, wo der Coiffeur O. Heiland seine Boutik hatte. Im selben Eckhaus befand sich auch der erste Migros-Laden der Region Aarau. Ich weiss es, weil ich dort immer billigen Rohzucker holen musste, wenn Mutter Holunderkonfitüre einmachte. Überhaupt assen (d. h. naschten) wir Kinder den Zucker suppenlöffelweise, denn das Kilo (weisser) Zucker kostete 25 Rappen und war in der Relation gesehen die preiswerteste und zahn-

lockernde Süßspeise, die uns die unerschwingliche Schokolade ersetzte.

Eines der beliebtesten Halden-Spiele war das heute längst vergessene «Fällelen». Es war eine Art Pfahlbauer-Hockey, wobei die Kanalisationsdeckel als Goal dienten. Als Schlagstock wurde ein einfacher Knebel verwendet, und der «Puck» war ein beidseitig zugespitztes Stück Rundholz. Natürlich ging der «Puck» öfters in die Fensterscheiben, und an und für sich war, von den ersatzpflichtigen Eltern aus gesehen, das «Fällelen» eine sehr exklusive Sportart.

Als ich die ersten Jahre zur Schule ging, also um 1930 herum, war meines Erinnerns die Halde weitgehend noch ungepflastert, und aus dem gestampften Naturboden sprossen grüne Oasen von Breitweggerich. Ich weiss noch, wie es den Haldenleuten als Anbruch eines neuen Zeitalters schien, als ein Trottoir entlang der Haldenhäuser gelegt wurde. Nota bene: die meisten Haustüren blieben nachts unverschlossen. Die Kriminalität, allgemein gesehen, war damals gering.

Der Haldenrain war ein jäher «Stutz», der sich im Winter jeweils ideal zum Schlitteln und Skifahren (mit Fassdauben) eignete, dabei wurden Schanzen gebaut, die von privaten Schneeräumern und offiziellen Saubermachern bald wieder, völlig grundlos, abgetragen wurden. Dafür organisierten die Haldenbuben «Bobsleigh»-Fahrten vom Oberholz in die Stadt und via



Obertor–Rathausgasse hinab bis ans Aareufer, d. h. zur Mühlematt. Man legte sich einfach bäuchlings auf den Schlitten, hängte mit den Füßen beim nächsten Schlitten ein, und so weiter, bis der lebende «Express» zusammengekoppelt war, der in den 30er Jahren noch gefahrlos mit echtem Tempo die verschneite Stadt durchqueren konnte. Wer einen gelben, d. h. damals modernen Davoserschlitten besass, galt in den Augen der Kinder als vornehm; die heute als Antiquitäten heiss begehrten buntbemalten Modelle und auch die eisernen Schlitten (mit dem geigenkastenförmigen Holzstuhlsitz) wurden von den Davoser-Inhabern verächtlich als «Marronikisten» und «Isegeissen» belächelt; und ein Marroni-Besitzer war in der Kinderwelt gleichsam gesellschaftlich degradiert.

«Spiele ohne Grenzen»

An der Tagesordnung, weit mehr als heute, war die Suche nach Kindern, die Abends vom Spielen auf der Gasse oder im Schachen nicht mehr heimgekommen waren. Ich spreche vor allem von der Halde und den andern «Randzonen» im Norden der Stadt. Die Kinder waren tagsüber grösstenteils unbehütet, und der Perimeter ihrer Streifzüge war, ungeachtet steter Ermahnungen, tatsächlich ein «Spiel ohne Grenzen». Wie oft stiegen besorgte Eltern, nachdem die Betzeitglocke geläutet und

ein Kind noch nicht heimgekommen war, die Haldentreppe hinauf und begaben sich auf den Polizeiposten, um voller Angst und Bange das Kind als vermisst zu melden. Trotz elterlicher Beschwörungen spielten auch die kleinsten Kinder an der reissenden Aare. Dann und wann kam es vor, dass eines in den Fluss abrutschte, worauf sich dann der dort arbeitende Seilermeister in die Fluten stürzte. Meist verlief die Rettungsaktion erfolgreich. Oft blieben Haldenkinder bis zum Einbruch der Dunkelheit im Oberholz oder im Hungerbergwald, wohin sie zogen, um an einem Feuerlein ein Stück Speck zu braten. Also gab es wieder Suchaktionen im Wald, wobei sich die ganze Nachbarschaft der Halde beteiligte. Immer schworen die Eltern, dem Ausreisser den Hintern grün und blau zu dreschen: wenn aber das Kind, oft in späten Abendstunden (mein dreijähriger Bruder wurde einmal um 22 Uhr im «Alpenzeiger» aufgegriffen) wieder auftauchte, so war die Erleichterung und Freude gross, dass man es mit einer sanften Rüge bewenden liess. Ich erinnere mich auch noch, wie ein kleines Aarauer Mädchen, das sich abends im Hungerbergwald bis in die «Buech» verlaufen hatte, vom Schäferhund der Familie aufgestöbert und kraft dessen Schnauze buchstäblich heimgestossen wurde.

Das jüngste Gericht

In jenen Zeiten wirtschaftlicher Not, wo nur eine öffentliche Anstellung Sicherheit bot und deshalb auch estimiert wurde, empfand das «gewöhnliche» harmlose Volk, mit wenigen Ausnahmen, besonders gegenüber Behördenvertretern einen an Ehrfurcht grenzenden Respekt. So, wenn z. B. ein wuchtiger Vertreter der Stadtpolizei (einige kamen ja von der päpstlichen Schweizergarde!) schweren, langsamen Schrittes, mit angeschnalltem Säbel, die Haldenstiege herunterkam. Mit jedem oberrigkeitlichen Tritt wurde es stiller in der Halde, wie in jenen Sekunden im Theater, wenn sich der Vorhang zu einem grausigen Drama öffnet. Eine Szene steht mir, nach einigen Jahrzehnten, noch lebhaft vor Augen. Ein Mieter und dessen Hausmeister befanden sich wegen einem ungeheuren Berg von Baumwurzeln, welche besagter Mieter vor dem Hause aufgetürmt hatte, in lärmendem Kriegszustand. Das heisst, es wurde lautstärkstens gegenseitig das Tierbuch verlesen. Darauf äusserte der Mieter, er habe jetzt die Nase voll und werde die Baumwurzeln mit Benzin übergossen und ein «Augustfeuer» in der Halde anzünden, was angesichts der alten Häuser mit den klingeldürren Dachbauten für das ganze Quartier nicht ganz ungefährlich gewesen wäre. Es war gerade um die Feierabendstunde. Erwartungsvoll-gespannt stand das Volk um das Wurzel-

birge, als plötzlich, wie das Jüngste Gericht auf dem Gemälde Michelangelos, die bunte Uniform des Stadtpolizisten M. auf der Haldenstiege erschien. Sofort verstummte das Kriegsgeheul der feindlichen Parteien. Mit einem strengen Blick und wenigen, scharfen Worten stellte der Beamte Ruhe und Frieden wieder her. Doch solche Auftritte waren eigentlich Ausnahmen. Man gab sich eben ungezwungen und litt auch nicht an verdrängten Affekten.

Die Schlacht bei «Chrutweihe»

Tagsüber schienen Kinder und Halbwüchsige oft ausser Rand und Band, so betriebsam, dass niemand sie bremsen konnte. Es ging immer zu wie auf einem lärmenden Schulplatz in der Pause. Abends hingegen sah man keine Kinder mehr auf der Gasse; die Halde schien wie ausgestorben. Auch hier bewirkte die Stadtpolizei blaue Wunder. Wenige Minuten nach dem Betzeit-Läuten (18 Uhr) pflanzte sich die mächtige Gestalt von Polizeikorporal Hermann Fricker auf der Haldenstiege auf. Das genügte, und die laute und flinke Schar der Gofen verschwand wie der Blitz in den Haustüren. Die Eltern waren Herrn Frikker sehr dankbar! Einige Kinder versteckten sich allerdings nur, etwa im Schopf von Metzger Baumgartner, um wieder hervorzukriechen und von vorne zu begin-

nen, sobald der Polizist den Rücken kehrte. Natürlich war bei schönem Wetter tagsüber die Haldenjugend im Schachen und im Aarewäldli, sofern, vor allem die älteren Kinder, nicht im Haushalt mitarbeiten oder, um etwas mitzuverdienen, in der Stadt Ausläuferdienste (sog. «Spetten») leisten mussten. Im Schachen, nahe «Chrutweihe», wurden auch die legendären Quartierschlachten abgehalten, wo sich Buben aus der «Oberstadt» und der Halde, Schachenbauern und Scheibenschächler auf nicht immer ungefährliche Weise bekämpften. Mit Vorliebe wurden selbstverfertigte Pfeile verwendet, wobei Grammophonnadeln als Pfeilspitzen dienten. Noch sehe ich jenen «Kämpfer» aus der Metzgergasse, mit dem blutigen Nastuch um die Stirne gewickelt, der von einem Grammophon-Pfeil getroffen war. Später, wenige Jahre nach Schulaustritt, ist der Jugendfreund, der Dill hiess, als Freiwilliger in den Spanischen Bürgerkrieg gezogen und dort gefallen.

Biblische Szene

Eines war die «frühe Halde» nicht: langweilig war es bestimmt nicht. Fast jeder Bewohner war in seiner Art charakteristisch oder «profilert», wie man heute sagt. Ich erinnere mich an den Drechslermeister Emil Häuptli, der im «Katzengraben» wohnte und dort seine Werkstatt hatte.

Als ich, ein Bub noch, den schweigsamen Handwerker kannte, war er bereits ein eisgraues Männchen. Man brachte ihm noch Sägen zum Schärfen der Zacken, was mit der Feile geschah; und da es in jedem Hause noch Holzfeuerung gab, also Holz zersägt werden musste, hatte Meister Häuptli stets Arbeit. Was mich an ihn erinnert, war der Umstand, dass der Greis jeden Morgen punkt 6 Uhr zum Haldenbrunnen ging, um dort ein Glas Wasser zu trinken. Er kam um diese Zeit bereits von der Arbeit, im blauen Werkschurz. Wenn etwa Morgennebel die Kirchturmsuhr verdeckte, konnten sich die Haldenbewohner an Emil Häuptli orientieren: stand er am Brunnen, so war es 6 Uhr. Im übrigen ist es ein rührendes Bild der Erinnerung: die geradezu biblische Andacht, mit der der Greis das Wasser trank.

Als der Ofen krachte

Wie gesagt, es gab einige Handwerksmeister in der Halde, wovon einige der älteren Generation noch in Erinnerung sind: Spenglermeister Wilhelm Götz, Schuhmacher Strebel, der einen braunen Blechstiefel als Aushängeschild über der Haustür hängen hatte, sowie ferner Schlossermeister Vorburger am Haldenring. Seit Menschengedenken gab es in der Hintern Halde eine Wäscherei und Glätterei. Schon damals, in den 20er Jahren, lebten in

der Halde viele italienische Gastarbeiter. Es war selbstverständlich, für sie und für die Haldianer, nebeneinander zu wohnen und in der Haldenbeiz freundnachbarlich zusammensitzen. Es gab noch keine Psycho-Techniker, welche Probleme konstruierten. Stets gab es auch einen Hafnermeister in der Halde; in jedem Hause stand oder steht z. T. noch ein Kachelofen. So hatte der Hafner allein schon «vor Ort» einiges zu tun, also Reparaturen auszuführen, das heisst Fugen mit Lehm auszustreichen, lockere Kacheln zu befestigen oder kaputtes Zeug zu ersetzen. Offenbar war dazumal (wie noch vieles!) eine Taschenlampe unerschwinglich, und so arbeitete der Mann im Ofen mit Kerzenlicht. Es war eine mühsame Arbeit, und einmal ist dem Hafner, der aus Küttigen stammte, ein defekter Ofen über dem Kopf zusammengestürzt. Nachdem man ihn an den Schuhen herausgezogen hatte, griff der Mann automatisch nach der Bierflasche auf dem Küchentisch und sagte bloss: «Das het jo no blöder chönne usecho.» Der Hafner war ein armer, gutmütiger Kerl und hat wie viele Menschen seiner Generation (er war damals schon um die 60 Jahre alt) in seinem Leben nicht viele schöne Tage gesehen.

Vor 50 und mehr Jahren gab es noch viele private Wohltätigkeit, meist durch gutherzige Leute aus dem Mittelstand: eine solche individuelle Wohltätigkeit hatte den Vorteil, dass sie vom einzelnen Fall her motiviert war und dort geholfen

wurde, wo es wirklich und tatsächlich nötig war. Mit der öffentlichen Hilfe lag es im argen, und wer die almosenhaften Zuschüsse beanspruchte, bekam es zu hören und war gebrandmarkt: armengenössig. Eine schöne Sitte war es auch, dass Kinder wohlhabender Eltern an Geburtstagen ihre Mitschüler aus der «Unterstadt» zu Kuchen, Tee und Spiel einladen durften. Das war dann für einen halben Tag der «Duft der grossen Welt».

Vom Stamm- und Weihnachtsbaum

Oft blättere ich in alten Adressbüchern und entdeckte, wer alles einmal, auch Eltern und Voreltern der Menschen, die ich selber kannte, in der Halde oder sonst in Aarau gewohnt hat, was sie arbeiteten und welch seltsame Wege das Leben geht. In den alten Adressbüchern liegt der geheime Stammbaum von Aarau verborgen, vergessen und verschollen. Wenn ich an meine Kindheit zurückdenke, die ich nicht mehr erleben möchte, so schimmert, wie ein versunkener Stern aus der Nacht der Vergangenheit, die Erinnerung an das Weihnachtsfest in der Halde. Gewiss, heute erscheint es mir eher als eine düstere Angelegenheit; aber für uns Kinder war es damals der weitaus schönste Abend im Jahr, und auch die Eltern schienen sich ein paar sorgenfreier Stunden zu erfreuen. Die Hauptsache war der Weihnachtsbaum, das



3

übrige von der rührenden Kargheit, wie in J. P. Hebels Weihnachtsgedicht von den Stechpalmen und einer Handvoll Nüsse. Am Silvesterabend klopfte eine gute Fee an die Tür und brachte einen Neujahrzopf, auf den wir uns schon tagelang freuten. Ich glaube, es war jeweils eine Spende der Freimaurerloge an die Bedürftigen.

Doch das ergreifendste war die Hilfsbereitschaft des Haldenvölkchens unter sich.

Von auswärtigen Verwandten war unseerseits nichts zu erwarten. «Der Unglückliche wird gemieden wie die Pest», sagt ein spanisches Sprichwort. Obschon jedermann in der Halde für sich genug zu sorgen und zu tun hatte, war es selbstverständlich, den Nachbarn beizustehen, wenn irgendwelche grosse und schwere Arbeit geleistet wurde. Das war vorab der Fall, wenn die Holzfuhrwerke ganze Berge von Brennholz abluden, welches von Hand zersägt

und gespalten werden musste. Auch da griffen Nachbarn gegenseitig helfend ein.

Ein anderer Fall war die Motorsäge. Jedes Jahr im Sommer erfüllte, 14 Tage lang, von sechs Uhr morgens an, ein infernalisches Kreischen die ganze Häuser Schlucht, verstärkt durch beidseitig hochragende Mauern und Fassaden. Die lieblichen Klänge kamen von der Motorsäge, die am Platze bei der Haldenstiege aufgestellt war. Hier wurde das Brennholz für die Rathaus-Öfen zu Klötzen zersägt. Zwei, drei friedliche Holzhackerbuam hieben den ganzen Tag mit gewaltigen Äxten auf den Spaltstock ein, natürlich nicht, ohne vorher den Klotz dazwischen zu legen. Dann mussten die grossen, über halbmeterlangen Scheite in «Hutten» – ein ganz höllisches Gewicht! – die Haldentreppe hinauf in den Rathaus-Schopf gebuckelt werden, welcher einst, auf halber Höhe, die Nordfront des Rathauses verdeckte. In all den Jahren habe ich das Wort Lärm-Immissionen oder ähnliches nie gehört. Man dachte sich nichts anderes dabei, und zudem brauchte es Abwechslung.

Der Aronen-Zauber

Ein Buch allein liesse sich über die Haldenbeiz schreiben. Es war seinerzeit eine ausgesprochene Arbeiterwirtschaft, das heisst eine typische «Quartierbeiz». Wirt war dazumal Otto Rodel, ein kleiner, grim-

mig dreinschauender Mann, der immer ein Fass echten Knutwiler «Bauernmost» im Keller hatte, von dem ich auch noch getrunken habe. Früher wurde viel Schnaps konsumiert, und zwar nicht bloss – wie es in Anti-Alkoholschriften heisst – wegen der Süchtigkeit; sondern das Gläschen «Klarer» für 25 Rappen war eben das billigste Getränk, das ausgeschenkt wurde, und das war in jenem Zeitalter, das im Zeichen des Stier(seins) stand, auch ein Faktor. Der beste Beweis hierfür ist, dass heute viel weniger Schnaps (wobei vorab Trester «Kräuter» gemeint sind) getrunken wird, und zwar nicht zuletzt aus dem Grunde, weil er 10- bis 15mal teurer geworden ist.

Im Winter gab es (wie überall in den Altstadt-Wirtschaften) Aronenschnaps, das heisst Trester mit angesetzten Aronenblättern, die man im Auenwald beim Kugelfänger sammelte. Man lobte ihn als Allheilmittel. Auch ich glaubte an den Aronenstab (wie der botanische Name lautet), bis ich dann kürzlich las, das scharfe Zeug dürfe nur in homöopathischer Dosierung getrunken werden. Nun, homöopathische Dosen waren das bestimmt nicht, die damals in der Halde ausgeschenkt wurden: weiss Gott, wir überlebten.

In der Haldenbeiz ging es lustig und friedlich zu; von fünf Uhr nachmittags erfüllte Gelächter die Beiz, und Bauarbeiter, Lastwagenchauffeure und vor allem Bähnler (Turi Misteli war hier der Cham-

pion) brachten die neusten Witze an den runden Tisch.

Leuten hier, soweit sie sich interessierten, eine Art moralisches Rückgrat.

Durchbruch mit Vanille

Diese Gemütskonjunktur, da die Haldenbewohner eigentlich eine grosse Familie bildeten, fiel in die Zeit, als Toni und Ruth Margadant die Wirtschaft führten. Erstmals – glaube ich wenigstens – gab es damals einen Durchbruch von der Halde zum «andern Aarau» durch die riesigen Himbeer- und Vanille-Glacen, welche Margadants in der Sommerzeit am Küchenfenster der Wirtschaft verkauften. Vom obersten Zelgli und vom äussersten Gönhard kam die Jugend in die Halde, um eine Glace zu «posten»; vor allem die Kadetten gehörten zur treuen Stammkundschaft am Küchenfenster, wo in der warmen Jahreszeit stets ein Gedränge war. Mit den berühmten Halden-Glacen wurde, glaube ich, sehr vielen Aarauern erstmals auch die Existenz des Halden-Quartiers bewusst. Selbst die dazumal errichtete Gedenktafel am Haus Nr. 30 der Halde, welche daran erinnerte, dass hier der helvetische Senator und Industriepionier J.R.Meyer geboren worden war, hatte nicht annähernd soviel Public Relations ausgelöst. Immerhin verliess die Tatsache, dass der Geburtshelfer des modernen Aarau, nämlich der Gerberssohn J.R.Meyer, aus der Halde stammte, den

Zahnklinik in der Beiz

Es wohnten, in den dreissiger Jahren, eine Zeitlang Zigeuner, etwa ein Dutzend Menschen, in einer Wohnung der Halde. Man kam mit ihnen gut aus. Die Eltern der Haldenkinder dachten nicht im Traume daran, ihre Gofen zu verstecken, wie es andernorts etwa geschah, wenn Schirmflicker oder Scherenschleifer von Haus zu Haus gingen. Nur einmal, als Xaveri, der Zigeunerhäuptling, von einem Gast geföppelt wurde, gab es Kleinholz in der Gaststube, und Wirt Rodel konnte mit den Stuhlbeinen anfeuern. Einmal war ich dabei, als sich die Beiz in eine Zahnklinik verwandelte. Ein Gast jammerte über Zahnschmerzen, und die geschwollenen Backen sahen aus wie ein Paar Boxerhandschuhe. Also knüpfte man eine Schnur an den Stockzahn und befestigte den Bindfaden an der Klinke der offenen Wirtshaustür. Zwei kräftige Männer drückten Hausi auf den Stuhl: «im Schraubstock», wie der Fachausdruck hiess. Ein weiterer Freund und Helfer schloss dann ruckzuck die Tür zu. Noch heute erzählt Hausi davon, als er «wie eine Sau geblutet, aber nicht umgestanden sei». Merkwürdig: es gab einmal, vor bald 200 Jahren, beim Haldentor eine Wirtschaft «zur wilden Sau».

Ein Neubeginn

Nach dem Wegzug des Wirteehepaars Margadant war es einstweilen aus mit der Romantik der «Haldenbeiz». Es war keineswegs leicht, das um den runden Tisch entstandene Vakuum an Gemütlichkeit wieder aufzufüllen, was ein Nachfolger auf der Haldenbeiz alsbald zu spüren bekam. Dann übernahm wieder ein Ehepaar aus volksverbundenen Aarauer Kreisen die Haldenwirtschaft, welche inzwischen umgebaut worden war. Es waren Albert und Bethli Philipp-Lauri, welche als freundliche und kenntnisreiche Wirtsleute die Haldenbeiz wieder in Schuss brachten. Vor allem brachten beide wieder Humor, welches Gewürz nun einmal in eine Gaststätte dieser Breitengrade gehört. Unter Philipps Ägide wurde die Halde von vielen Aarauern entdeckt, die dieses Altstadt-Quartier bislang höchstens aus dem Telefonbuch kannten.

So ist die einstige Halden-Romantik in neuem Glanz und Duft wieder erstanden, dem Duft, der aus Bethlys Küche strömt. Der Zauber von Alt-Aarau hat nun schon ein zweites Mal die Aargauer Regierung zum Besuch in die Haldenbeiz verlockt. Und am 1. August dieses Jahres sah man Bundesrat Rudolf Friedrich als Gast der Stadt Aarau in der Haldenbeiz.

Es sind bald dreissig Jahre her, seit ich von der Halde weggezogen bin; und lange ist es auch her, seit meine Eltern gestorben

sind. Wenn ich abends etwa die Haldentreppe hinuntersteige und das erleuchtete Fenster des Stübchens sehe, wo ich meine ersten poetischen Versuche aufs Papier brachte, so erscheinen vor meinem geistigen Auge die Gesichter, die man gewohnt war, aus dem Fenster grüssen zu sehen. Darunter Frauen, die aus einem zerbeulten Milchkrug die Geranienstöcke begossen oder mit Lautstärke nach den Kindern riefen, die sich unsichtbar im Labyrinth der Halde tummelten. Aber die Gesichter sind nicht mehr.